

HEIKE VAN HOORN

STURM FLUCH

OSTFRIESLAND-KRIMI



Weltbild

Sturmfluch

Die Autorin

Dr. Heike van Hoorn wurde 1971 als älteste von drei Schwestern im ostfriesischen Leer geboren. Die promovierte Historikerin war u.a. Redenschreiberin des Hessischen Ministerpräsidenten, Kommunikationschefin des Flughafenverbandes ADV und ist heute Geschäftsführerin des Deutschen Verkehrsforums. Van Hoorn ist verheiratet und lebt mit Mann und Kindern in Berlin.

Heike van Hoorn

Sturmfluch

Ostfriesland-Krimi

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: istockphoto
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3- 96377-307-5

2022 2021 2020 2019

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Prolog

20. November 1984, Karibik

Er friert, während er sich an der Reling festhält und das Wasser heftig gegen den Schiffsrumpf klatschen hört. Vor ein paar Tagen stand er schwitzend an derselben Stelle und sah auf die Lichter der Hafenanlagen von Ilhéus.

Jetzt sind sie nördlich von Grenada. Ein Sturm ist angekündigt, wie so oft in dieser Gegend. Auf dem Wasser schimmern die Schaumkronen in der Dunkelheit.

Gustav hasst Wasser. Er hasst das Meer. Er hasst die Karibik. Er hat keine Angst vor dem Meer, dafür ist er schon zu lange Seemann. Aber er traut dem Wasser nicht.

Am meisten hasst er das stille Wasser der Häfen. Unter der spiegelnden Oberfläche verbirgt sich eine schmutzige Brühe aus Schlamm, Schrott, Einleitungen aus Industrie und Kanalisation, den sich zersetzenden Körpern von Möwen, betrunken hineingefallenen Seemännern und weiß der Teufel was noch.

In Ilhéus lagen sie fünf Tage im Hafen fest. Fünf Tage. Eine Folter für ihn. Einen Tag löschten sie Ladung, am nächsten Tag luden sie Container. Dann hätten sie ablegen können, aber sie legten nicht ab. Nach zwei weiteren Tagen kam noch mehr Ladung. Am Ende waren es 457 Container in vier Lagen.

Der Stau- und Zurrplan erlaubt drei Lagen von Containern übereinander.

Er hat nichts gesagt. Er hat schon nichts gesagt, als sie in Rotterdam die deutsche Mannschaft durch Philippinos ersetzt

haben. Unter den Mannschaftsdienstgraden ist jetzt kein einziger Deutscher mehr.

Er ist zweiter Offizier. Er will irgendwann erster Offizier werden. Als erster Offizier kriegt er mehr Geld und kann vielleicht früher damit aufhören, zur See zu fahren. Darum hält er den Mund.

* * *

*Als er den verqualmten Raum betritt, muss er sich räuspern:
»Was spielt ihr denn?«*

»Lütje un dicke Tuffels. Setz dich hin, Gustav, sonst fangen wir ohne dich an.«*

Man kann die Hand kaum vor Augen sehen. Natürlich ist Rauchen hier unten verboten, aber wer hält sich schon an Verbote, 7.000 km von zu Hause entfernt? Gustav nimmt einen tiefen Schluck aus der Bierflasche, dann hebt er den Knobelbecher und lässt die Würfel darin klappern.

»Wo ist eigentlich unser Kapitän?«

»Guck auf der Brücke nach. Da ist er doch immer.«

»Ach lass man. Wenn er meint, dass er da dauernd aufpassen muss, soll er halt oben bleiben.«

Das Schiff schaukelt heftig. Die leere Bierflasche fällt um und rollt vom Tisch. Gustav hebt sie auf und sieht nacheinander in die Gesichter seiner Mitspieler. Joke gähnt, Harald popelt sich etwas zwischen den Zähnen heraus, und Jorge sieht ihn mit zusammengekniffenen Augen an.

»Was ist? Willst du nun spielen oder nicht?«

* Kleine und dicke Kartoffeln, Ostfriesisches Würfelspiel

»Der Sturm...«, beginnt Gustav. Er weiß nicht, wie er weitermachen soll und sagt dann: »Die Ladung macht mir Sorgen.«

»Klaus ist oben und hält die Ladung höchstpersönlich fest. Und wenn's hart auf hart kommt, dann treibt Pietro uns schon auf unsere Posten, verlass dich drauf. Spielst du nun endlich?«

Gustav lässt den Becher auf den Tisch sausen und spürt sein Herz hämmern.

»Glück muss der Mensch haben! Zwei Dreier und eine Zwei«, nuschelt Harald und ergreift mit der Hand, die er gerade vom Mund gezogen hat, den Knobelbecher. Seine feuchten Finger hinterlassen dunkle Flecken auf dem speckigen Leder.

Jorge verliert den ersten Durchgang, Joke den zweiten. Dann müssen die beiden gegeneinander antreten. Harald holt die Zigarren hervor und steckt sich eine an. Sekunden später ist der kleine Raum in noch dichtere Rauchschwaden gehüllt.

* * *

»Wer wird denn gleich in die Luft gehen...« steht auf der Butterbrotdose, daneben ein fröhliches Männchen im gelben T-Shirt mit einer Zigarette in der Hand. Sein Sohn hat ihm vor langer Zeit den Aufkleber auf die Tupperdose gepappt. In der Dose liegt eine Plastiktüte, die mit einem Gummiband verschlossen ist, darin ein halbes Dutzend Schulhefte. Gustav schreibt nur Tagebuch, wenn er sich unbeobachtet fühlt. Es ist ihm unangenehm. Er kennt keinen erwachsenen Mann, der sowas macht. Er hat die Taschenlampe so platziert, dass sie bei dem Geschaukel nicht herunterfallen kann und nur einen kleinen, hellen Kreis auf sein Heft wirft. Um ihn herum ist alles dunkel. Er

sitzt oben auf der Doppelstockkoje und hört die Männer nebenan schnarchen, obwohl es draußen stürmt und grollt.

»Diese Reise ist merkwürdig, anders als andere«, schreibt Gustav. »Aus Brasilien sind wir kaum weggekommen, aber seit wir unterwegs sind, kann es nicht schnell genug gehen. Unser Kapitän Pietro ist ein netter Kerl. Er kommt aus Italien und spricht kein Deutsch. Wir sehen ihn kaum, weil er immer auf der Brücke ist. Jetzt machen wir wieder Tempo, als ginge es um unser Leben. Das Schiff fährt ständig unter Volllast. Wir haben viel zu viel Ladung an Bord, und ich mache mir Sorgen, dass die alte Anne einen Sturm nicht übersteht.«

Gustav kaut auf seinem Bleistift herum. »Den Sturm« müsste er schreiben, besser noch: »den Orkan«. Denn es wird ein Orkan werden.

Schon als kleiner Junge empfand er Unbehagen gegenüber dem Meer. Er nahm sich vor, niemals zur See zu fahren. Sein Vater, der stolz auf die Familientradition war, verstand ihn nicht. Gustav erinnert sich an die seltenen Telefonate. Wochenlang hatte er darauf hingefiebert, ihm von seiner Zwei in Mathe zu erzählen, von seinem ersten Sprung vom Dreier oder dass er freihändig Fahrrad fahren konnte. Und dann klingelte es, er hörte das Knacken und Rauschen in der Leitung und die blecherne Stimme seines weit entfernten Vaters. Wie es ihm ginge, fragte der. Gut, stammelte er. Was die Schule mache. Gut. Ob er seiner Mutter folge. Ja, sagte er. Dann fragte Vater nach Mutter, und er lief und holte sie ans Telefon. Niemals hat er es geschafft, seinem Vater zu erzählen, was ihm wirklich wichtig war.

In seinen Tagebüchern will er wenigstens seinen eigenen Kindern Bericht erstatten. Auch wenn sie sie erst viel später lesen werden.

Er schiebt das Heft zurück in die Plastiktüte. Es befindet sich auch eine Filmrolle darin. Er macht Fotos von seinen Reisen. Die Fotos sind ebenfalls für seinen Sohn. Er fühlt sich ihm nahe, wenn er für ihn dokumentiert, was er von der Welt sieht.

Er bindet sich die Schuhe auf, zieht sie aber nicht aus. Legt sich hin. Mit hinter dem Kopf verschränkten Armen starrt er in die Dunkelheit und horcht auf das Knarren des Schiffes und das Heulen des Sturms. Denkt an seine Familie und ob er noch einmal versuchen soll, einen Job bei VW in Emden zu kriegen.

In zwei Stunden muss er Klaus ablösen.

Dann schläft er ein.

* * *

Er schreckt auf, als das Telefon schrillt. Hat er die Ablösung verschlafen? Ein Blick auf die Uhr: viertel vor zwei.

Klaus ist dran. Er versteht ihn kaum: »Komm hoch ... haben Probleme. Die Maschinen...«

Gustav springt aus dem Bett, stolpert los, fällt beinahe über seine offenen Schuhbänder. Als er sich die Schuhe zubindet, irritiert ihn etwas. Er kommt nicht gleich darauf, was es ist.

Dann begreift er: Die Maschinen, sie laufen nicht mehr. Das Schiff ist manövrierunfähig. Er reißt die Tür auf, macht zwei Schritte, rennt zurück zum Bett, greift seinen Seesack, wirft die Tupperdose hinein, läuft an Deck.

Die Tür schlägt hinter ihm zu. Wind und Regen peitschen ihm augenblicklich ins Gesicht, schütteln ihn hin und her. Der Kampf ums Gleichgewicht betäubt das klare Denken. Er hangelt sich an Zurrgurten und Seilen vorwärts und sucht nach Klaus. Dort hinten steht er, vor den Containern, hält sich mit

einer Hand fest und fuchtelte mit der anderen in der Luft herum, um den Philippinos verständlich zu machen, was sie tun sollen.

Dass sie kein Deutsch verstehen, ist im Moment ohne Belang. Man hört ohnehin nur das Brausen und Zischen und ohrenbetäubende Platschen, wenn wieder eine Welle auf das Deck schwappt. Auch wenn sie etwas von der Seefahrt verstünden, würde es ihnen jetzt nicht mehr helfen. Wenn sie es nicht schaffen, das Schiff zu stabilisieren, wird die Anne Kuhlmann auf jeden Fall sinken, das steht fest. Ob sie das Schiff, das in einem karibischen Orkan hilflos herumtreibt, überhaupt stabilisieren können, ist ungewiss.

Er ist bei Klaus angekommen. »Wir müssen die Laschung kontrollieren und die Container stabilisieren«, brüllt der ihn an.

»SOS schon raus?«, schreit Gustav mit dem Kopf Richtung Brücke nickend zurück.

Klaus hebt den Daumen. Gustav kämpft sich zu den Containern durch und blickt an den Lagen empor. Beim Gedanken daran, die Leiter zu den obersten Containern hochzusteigen, wird ihm übel. Er tut es trotzdem. Er weiß, was ihn erwartet: Die vierte Lage ist nur mit Laschdrähten und Spannschrauben gesichert, statt mit der vorgeschriebenen Laschung. Was soll er hier ausrichten?

Er spürt, dass das Schiff zu rollen beginnt. Die Wellen schlagen seitlich mit Wucht gegen den Rumpf, zehn, fünfzehn Meter hoch. Da die Anne Kuhlmann nicht steuern kann, schwankt sie wie eine Nusschale in der aufgepeitschten See. Unter diesen Umständen ist die Ladung nicht zu halten. Er muss runter, die ganze Mannschaft muss in die Rettungsboote. Er kommt ge-

rade unten an, da rutschen die ersten Container und kippen in die See ab. Das Schiff sackt mit Schlagseite nach Backbord.

Gustavs Blick rast hin und her. Wo ist der Kapitän?

Durch die Gischtschauer erkennt er am Achterdeck eine Gruppe Philippinos, die sich an einem der Rettungsboote zu schaffen macht. Es sieht so aus, als hätten sie Schwierigkeiten.

In den grellen Blitzen, die die Finsternis zerreißen, versucht er zu erkennen, wer da ist. Er sieht Harald und Joke bei den Containern, Jorge, der sich mit angestrengt verzerrtem Gesicht an der Reling festhält.

Gustav weiß, wann es Zeit ist aufzugeben. »Weg hier!«, brüllt er. »Zu den Booten!«

Er will den Philippinos helfen. Sie müssen so schnell wie möglich die Rettungsboote zu Wasser lassen, was bei einem Schiff in Schiefelage lebensgefährlich ist. Aber wenn sie untergehen, werden sie ohne Boote alle ertrinken. Er macht sich auf den Weg zum Heck. Er packt seinen Seesack, den er hinter eine Leiter geklemmt hat. Während er den Sack losreißt, sieht er, dass Harald und Joke ihm zu den Rettungsbooten folgen. Er wendet den Kopf, um Jorge ein Zeichen zu geben.

Jorge macht sich an den Containerlaschungen zu schaffen. Ist er denn verrückt geworden? Gustav wirft Harald seinen Seesack zu und dreht sich um. Dem Wind und seiner Angst zum Trotz macht er sich auf den Weg zu Jorge.

Mit jedem Schritt kommt es ihm vor, als lege sich das Frachtschiff etwas mehr auf die Seite. Es vergeht eine Ewigkeit, bis er bei Jorge angekommen ist. Sein Kamerad hat sich wieder an der Reling festgeklammert und starrt auf die verrutschten Container, die noch nicht über Bord gegangen sind.

»Wir müssen in die Boote!«, schreit er ihn an. »Lass die Container, das hat keinen Zweck!«

Jorge bewegt die Lippen und Gustav liest das Wort »Klaus« davon ab.

Gustav folgt Jorges Blick. Sieht, was der sieht. Hinter einem der Container, die sich an die Reling drücken, schaut ein Arm hervor.

Ein Augenblick der Erstarrung, dann packt er Jorge und schubst ihn vor sich her zu den Rettungsbooten. Eine große Welle wirft sie beide zu Boden, sie schlittern die letzten Meter und prallen hart gegen die Bordwand. Dann wird alles schwarz.

* * *

Um 1:57 Uhr empfängt das Motorschiff Wismar einen Funkspruch: »MS Anne Kuhlmann Position 12°46'N, 61°26'W. Maschinenausfall. Schwere Schlagseite. Mehrere Container von Deck verloren. Erbitten dringend Hilfe.« Die Wismar ist 230 Seemeilen entfernt. Um 2:14 Uhr empfängt die Wismar einen letzten Funkspruch: »Besatzung von 24 Mann geht in die Rettungsboote. Schiff sinkt.«

Samstag, 8. Juli 2000

Sein Fuß stieß gegen eine Bierflasche. Es klirrte leise. Sofort hatte er wieder einen der blöden Handwerkerwitze im Kopf: Zwei Maurer spazieren über eine Wiese und finden einen halb vollen Kasten Bier. Fragt der eine Maurer den anderen ganz erstaunt: »Weißt du, wer hier baut?«

Stephan Möllenkamp verfluchte seine Kollegen aus dem Fachkommissariat I. Kaum dass sie von seinem Vorhaben erfahren hatten, in Esklum einen Resthof zu renovieren, hatten sie ihm das Buch mit den Handwerkerwitzen geschenkt.

Einstweilen baute hier noch niemand. Im düsteren Licht eines selbst für Ostfriesland ungewöhnlich rauhen Hochsommertages lag vor ihm eine Bruchbude aus rotem Backstein, in der er nur mühsam den stolzen Gulfhof von einst erkennen konnte. Leider fiel ihm die Vorstellung, was er und seine Frau Meike aus diesem angeblich laufend modernisierten Hof machen würden, auch nicht leichter.

Ein ostfriesischer Gulfhof bestand ursprünglich aus dem Vorderhaus, dem Wohntrakt und dem angrenzenden Stall- und Scheunentrakt, dessen Dach weiter herabgezogen wurde, so dass er breiter war als der Wohntrakt. Im Zentrum des Scheunentraktes befand sich der »Gulf«, ursprünglich eine Lagerfläche für Heu, Erntegut und Gerät. Dieser hintere Bereich nun sollte zu einem Wohnzimmer mit großen Terrassentüren ausgebaut werden, die den weiten Blick über das Land ermöglichten.

Darum hatte er sich heute mit Herrn Groll verabredet. Nein, mit Werner. Möllenkamp stöhnte leise. Der Architekt und Bauleiter war ihm von Anfang an viel zu jovial gewesen und verfügte über eine verdächtig unverwüsthche Laune.

»Was ist, wenn der Typ Mist baut und wir ihn von der Baustelle schmeißen müssen?«, hatte er Meike nach dem ersten Treffen gefragt. »Hoffentlich redet Johanna dann noch mit dir. Hast du mal drüber nachgedacht, zu welchen Verwerfungen das führen kann? Allein, dass ich nicht *Sie* zu ihm sagen darf, weil er irgendwie zu unserem Bekanntenkreis gehört.«

»Du siehst Gespenster«, hatte seine Frau gelacht. »Werner Groll hat fünfzehn Jahre Erfahrung in dem Geschäft und alle nötigen Qualifikationen. Warum sollten wir ihn von der Baustelle schmeißen? Es kommt nur darauf an, dass wir alles genau mit ihm absprechen.«

Oh ja, wie recht sie hatte.

»Wir wollen das Gebäude so herrichten, dass es dem Originaleindruck möglichst nahekommt.« Was war an dieser Aussage falsch zu verstehen? So falsch, dass man Kunststofffenster mit innenliegenden Sprossen vorschlug, »damit ihr nicht so viel Arbeit mit dem Putzen habt«. Sie hatten ihm mühsam die Kunststofffenster und -türen ausgedet und auch den Laminatfußboden abgelehnt. Der Wunsch nach gebrannten Tonziegeln, hochkant und im Fischgrätmuster im Hausflur verlegt, hatte Grolls Augenbrauen nach oben schnellen lassen. Dann hatte er versucht, ihnen den Dielenboden in den Wohnräumen auszureden, weil sich darunter nur schlecht eine Fußbodenheizung montieren ließe.

Außerdem beunruhigte es Möllenkamp, dass Werner darauf bestand, nur mit Handwerkern seines Vertrauens zusammenzuarbeiten. »Die Jungs sind von mir ausgesucht. Ich arbeite mit denen schon seit zehn Jahren. Wir verstehen uns blind.«

Der letzte Satz hatte sich in seinem Kopf festgesetzt und schwebte jetzt wie eine kleine dunkle Wolke darin herum. Vor allem, seit er die Truppe kennengelernt hatte.

»Dass die sich blind verstehen, ist toll. Aber sehend wäre mir lieber«, hatte er Meike zugeraut, die ihn mit einer unwirschen Handbewegung zum Schweigen brachte. Und so dachte er, während ihm die einzelnen Handwerker vorgestellt wurden, an das Gedicht vom Blinden und vom Lahmen und hoffte, dass sich die offensichtlichen Unzulänglichkeiten der Gestalten vor ihm am Ende doch noch zu einem harmonischen Gesamtbild fügen würden.

Nervös fuhr Möllenkamp sich mit der Hand durch die dunklen Haare. »So, nächste Woche kreist hier die Abrissbirne!«, hörte er hinter sich den fröhlichen Bass des Bauleiters, den er so hasste. »Freut ihr euch schon, dass es endlich losgeht?«

»Jaha«, zwang sich Möllenkamp zu einem Grinsen. »Aber bitte nicht zu viel abreißen, ja?«

»Tja, wie ihr meint. Wenn ihr mich fragt, hättet ihr den Schrott hier besser ganz plattgemacht und einen Neubau hingesetzt. Schöne Toskanavilla mit großen Fenstern und modernster Technik. Isolierung, Heizung, Elektrik, Fenster – alles auf dem heutigen Stand. Aber wie heißt es so schön: Der Kunde ist König.«

Möllenkamp war beim Wort »Toskanavilla« zusammengezuckt und hatte das Gesicht verzogen. Werner klopfte

ihm auf die Schulter. »Ruhig Blut. Ihr kriegt, was ihr wollt, und auch der Dielenboden ist drin. Jetzt wollen wir aber mal die Außenanlagen und die Zufahrt besprechen.«

Im Folgenden beschrieb ihm Werner, wie er das Grundstück roden würde, um es für eine schöne breite Zufahrt und die Anlage eines pflegeleichten Gartens zu präparieren.

»Für die Baufahrzeuge wäre es viel leichter, wenn ihr die Kastanien an der Zufahrt gleich fällen würdet. Außerdem macht das Laub viel Arbeit, im Herbst fallen euch die Dinger ständig aufs Auto, und dann kommt die Miniermotte und erledigt den Rest.«

»Werner, vielleicht könnten wir uns doch auf die Arbeiten am Haus konzentrieren?«

»Ich mein ja nur. Ihr braucht sowieso ne Doppelgarage und Meike bestimmt ein bisschen mehr Platz zum Wenden.«

Auf das verschwörerische Augenzwinkern ging Möllenkamp nicht ein. Stattdessen strebte er dem Hinterhaus mit seinem großen hölzernen Tor zu, das inzwischen halb verfallen war. Hier sollten nach dem Umbau Terrassentüren über die ganze Breite des Gebäudes hinweg den Blick auf den Hammrich öffnen.

Es gelang Möllenkamp, mit Werner Groll das Thema Abzug für den Schwedenofen sachlich zu erörtern und sich über Hinweise auf die Vorzüge einer Fußbodenheizung hinwegzusetzen. Als jedoch der Vorschlag kam, die Terrasse zu überdachen und an beiden Seiten mit einer Glaskonstruktion einzufassen, beschloss er, dass es jetzt an der Zeit sei, sich nach Hause zu begeben. Er wollte am Nachmittag

noch zum Fußball und das ganze Bauprojekt für den Rest des Tages lieber vergessen.

Wieso eigentlich war Meike nicht hier? Schließlich war die Vorstellung vom romantischen Eigenheim auf dem Lande doch auf ihrem Mist gewachsen. Er hätte sich problemlos weiterhin mit dem gemieteten Reihenhaus in Leerort arrangieren können. Seinen verrückten Nachbarn Müller hätte er zur Not auch mit einer Rolle Natodraht von ihren 250 Quadratmetern Grund und Boden ferngehalten. Aber es mussten ja 2500 Quadratmeter sein, damit neben Hochbeet und Gewächshaus auch noch der Traum vom Obstgarten in Erfüllung gehen würde.

»Meine liebe Frau«, pflegte er zu sagen, »ist dir bekannt, dass der geplatzte Traum vom luxuriösen Eigenheim für ungefähr ein Viertel der Fälle verantwortlich ist, die ich aufzuklären habe?« Er wusste nicht, ob das mit dem Viertel stimmte, aber es war auch egal, weil Meike sowieso nur mit ihrem hellen Lachen darauf reagierte. Seinen nächsten Versuch – »Kennst du mich eigentlich gut genug, um das Risiko einzugehen, mit mir in die Einöde zu ziehen, wo dir niemand helfen kann, wenn du schreist?« – verkniff er sich dann wegen mangelnder Erfolgsaussichten. Er war eben ein Pantoffelheld.

* * *

»So ein Tag, so wunderschön wie heute. So ein Tag, der dürfte nicht vergehn.« Sie sangen schon seit der zwanzigsten Minute. Genau genommen, seit dem 4:0, das Arno Jansen geschossen hatte. Möllenkamp kannte Arno Jansen nicht,

aber der Name war vom Stadionsprecher so oft wiederholt worden, dass selbst er ihn sich merken konnte. Außerdem hatte Arno Jansen auch schon für die drei vorigen Tore gesorgt. Damit war das Fortkommen seiner Mannschaft, des TUS Weener, auf dem Weg zur Niedersachsenmeisterschaft der Altherren ebenso gesichert wie sein eigener Platz an der Fotowand des Vereinsheims. Vielleicht würde es mit der Niedersachsenmeisterschaft am Ende nichts werden, das Foto von Arno Jansen aber würde bleiben und die nächsten Jahrzehnte an der Wand langsam vor sich hin vergilben.

»So ein Tag«, krächzte es neben Stephan, und er warf verstohlen einen Blick nach rechts. Gertruds breites Gesicht hatte eine ungesunde Farbe angenommen. Sie hatte den blau-gelben Schal des TUS Weener dick um ihren Hals geschlungen und schwenkte euphorisch ihre Bierflasche. Als sie merkte, dass sie beobachtet wurde, stieß sie ihn an.

»Jetzt mach mal ein bisschen mit. Du musst langsam hier reinkommen, Stephan. Dich akklimatisieren. In Ostfriesland ist Fußball Nationalsport, da muss man mitmachen. Erzähl mir doch nicht, dass das in Osnabrück anders ist. Gleich in der Halbzeit stell ich Dir ein paar Leute vor.«

»Hast du mir nicht mal erzählt, dass Sport dich nicht so interessiert?«

Sie verdrehte die Augen. »Es geht doch gar nicht um den Fußball. Hier kommen die wichtigen Leute zusammen. Auf dem Platz und neben dem Platz. Hier erfährst du alles, was du wissen musst. Kannst du vielleicht mal brauchen, wenn wieder jemand im Rheiderland ermordet wird.«

Dann hab ich ja dich, dachte Möllenkamp. Gertrud Boekhoff, die durchsetzungsstarke Lokalredakteurin des

Rheiderländer Tagblatts, hatte ihm vor nicht allzu langer Zeit geholfen, den Mord an dem alten Polderbauern Tadeus de Vries aufzuklären. Ihre Methoden hatten die Grenzen des Erlaubten einige Male überschritten. So dankbar er ihr war: Der Fall nagte immer noch an ihm, denn den Täter hatten sie zwar identifiziert, jedoch nicht gefasst. Seit einem halben Jahr war Herbert Klatt verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Und mit jedem Tag schwanden Möllenkamps Hoffnungen, ihn jemals zu kriegen, mehr dahin.

Ein Pfiff ertönte zur Halbzeitpause. Man versammelte sich vor der Bierbude und unterzog die Geschehnisse der ersten Halbzeit einer genauen Analyse.

»Suurhusen is ja nix vandaag.«

»Dat de sük overhoopt trauen, sünnner Troff hier uptelopen.«

»De hebben ja sehn, wat se daarvan hebben, ha, ha.«^{*}

Die wenigen Fans des SV Concordia Suurhusen hatten sich der Bierbude gar nicht erst genähert. Wer den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht auch noch selbst zu sorgen. Es galt außerdem, sich den Mut für die zweite Halbzeit nicht durch die Fans der überlegenen Weeneraner weglassen zu lassen. Und für eine veritable Schlägerei waren sowieso alle noch zu nüchtern. Die musste bis nach dem Spiel warten.

»Moin Gertrud, wo geit di dat? Hest du'n nei Fründ? Mooi Kerl is dat. Und wat hest du mit dien Rudi Dutschke makt?

* »Suurhusen ist ja nichts heute.«

»Dass die sich überhaupt trauen, ohne Troff hier aufzulaufen.«

»Die haben ja gesehen, was sie davon haben, ha, ha.«

Fangt de Poggen?»* Der rotgesichtige kleine Mann am Bierstand grinste die Redakteurin herausfordernd an.

»Ja, deit he. Und wenn du neit uppasst, dann kummst du ok in sien Terrarium. Du deist da sogar noch rinpassen.«** Sie ließ ihren Blick ebenso herausfordernd an ihm empor- und wieder herabgleiten, bis sein Grinsen zur Maske gefror. Erst dann drehte sie sich zu Möllenkamp um: »Stephan, darf ich vorstellen: Hartmut Reck, Bauunternehmer hier in Weener. Sein Betrieb fällt aber eher in die Zuständigkeit deiner Kollegen von der Organisierten Kriminalität. Er hat zwar viele Leichen im Keller, aber die meisten nicht selbst umgebracht, sondern nur geholfen, sie in schlecht gemischtem Beton verschwinden zu lassen. Nicht, Hartmut?«

Hartmut lachte gezwungen.

»Ach so, ja. Fast vergessen: Das hier ist Stephan Möllenkamp, Leiter des Fachkommissariats I der Polizeiinspektion Leer. Mord, Totschlag, Drogen. Also nimm dich in Acht.« Die Männer schüttelten sich die Hand und gaben vor, sich zu freuen.

»Den magst du ja richtig gern«, stellte Möllenkamp fest, als sie sich ein Stück entfernt hatten.

»Ja, Hartmut kenn ich schon aus der Schule. Hat das Bauunternehmen von seinem Alten übernommen und kann seitdem vor Kraft nicht laufen. Immer große Schnauze und hält sich für unwahrscheinlich komisch.« Gertrud schnaubte.

* »Moin Gertrud, wie geht's dir? Hast du einen neuen Freund? Schöner Kerl ist das. Und was hast du mit deinem Rudi Dutschke gemacht? Fängt der Frösche?«

** »Ja, das tut er. Und wenn du nicht aufpasst, dann kommst du auch in sein Terrarium. Du würdest da sogar noch reinpassen.«

»Also empfiehlst Du mir nicht, das Bauunternehmen Reck anzufragen, wenn ich meine Ruine in Esklum sanieren will?«

Gertrud sah ihn verwundert an. »Ihr habt in Esklum eine Ruine gekauft?«

»Na ja, von außen sieht es aus wie ein hübscher Resthof. In Wirklichkeit ist es aber eine Ruine.«

»War's wenigstens günstig?«

»Das kann ich Dir erst hinterher sagen, wenn wir fertig oder pleite sind.«

»Junge, Junge, das ist aber mutig«, stellte Gertrud fest, während Möllenkamp wieder dieses komische Gefühl im Bauch bekam, das ihn immer überfiel, wenn er an den anstehenden Hausumbau dachte.

»Wer ist eigentlich Rudi Dutschke?«, fragte er, um sich davon abzulenken.

»Rudi Dutschke war eine Führungsfigur der Studentenbewegung und wurde 1968 von einem Attentäter so schwer verletzt, dass er...«

»Ja, ja, schon gut, so weit reicht es bei mir auch noch. Aber der war ja wohl nicht ›dein‹ Rudi Dutschke und fängt auch keine Frösche.«

»Sieh an, der Herr Kommissar versteht ja doch Plattdeutsch. ›Mein‹ Rudi Dutschke heißt Gottfried Schäfer und war, wenn du dich erinnerst, lange Zeit dein Hauptverdächtiger im Fall de Vries.«

Möllenkamp war baff. Während der Ermittlungen zum Mordfall Tadeus de Vries hatte sich zwischen Gertrud Boekhoff und dem zeitweise Hauptverdächtigen, Gottfried Schäfer, eine vollkommen unpassende Romanze entwickelt.

Unpassend nicht nur wegen der Umstände, sondern auch wegen der Persönlichkeiten: hier die taffe, äußerlich robuste Redakteurin des *Rheiderländer Tagblatt*, in jeder Hinsicht dem festen Boden sehr verbunden; dort der hagere altlinke Umweltaktivist aus Hessen, der die Ideologie politischer Gewalt vor ein paar Jahren gegen ein ebenso entschiedenes Bekenntnis zum Christentum eingetauscht und sich lange gegen das Emssperrwerk-Projekt engagiert hatte. Nun war anscheinend tatsächlich etwas Ernstes daraus geworden. Er schüttelte den Kopf.

»Was macht er denn eigentlich, dein Schäfer?«

»Oh, er ... er schreibt ein Buch über das Sperrwerk.«

»Jetzt schon? Das Ding ist ja noch gar nicht fertig. Geschweige denn, dass bereits alle Krabben tot oder die Krummhörn nach dem Schließen der Tore überflutet worden wäre. Was schreibt er denn da?«

»Es«, Gertrud räusperte sich, »äh, es ist auch nicht direkt über das Sperrwerk. Also nicht nur. Es ist mehr so ein Resümee seiner politischen Arbeit. Von der Startbahn West bis heute.«

Was für ein komischer Kauz, dachte er. Was will sie bloß mit dem?

Dann wurde die zweite Halbzeit angepfiffen.

* * *

Arno Jansen saß breitbeinig auf seiner Bank und kratzte sich die Eier wie ein Pavian. Ob der Mensch sich nach vier Toren in einer Halbzeit immer so zurückentwickelte? Und warum? Weil er es sich dann erlauben konnte?

»Jungs, ich bin stolz auf Euch. Ihr habt sie in Grund und Boden gespielt. Suurhusen hat die Sonne nicht gesehen.«

Hans Albers' Gesicht glänzte. Unter seinen Achseln war das blaue Hemd einige Nuancen dunkler. Der Trainer des TUS Weener war glücklich, aber nicht kopflos. »Ihr riskiert nichts mehr. Wir halten das Ergebnis, auch wenn das Publikum draußen sauer ist. Denkt daran: Wir wollen den Pokal. Wir werden Niedersachsen-Meister!«

»Wir wer – den Nie – der – sach – sen – Meis – ter!!!«
gröhlte es aus fünfzehn Altherren-Kehlen.

»Und jetzt raus mit euch!«

Vierzehn Paar mehr oder weniger behaarte Beine bewegten sich auf den Ausgang der Kabine zu.

»Fokko, alles klar mit dir? Du siehst blass aus. Soll ich Eppi für dich einwechseln?«

Etwas verschwommen tauchte die besorgte Miene des Trainers dicht vor Fokkos Augen auf. Er wischte sich über das Gesicht. Auf seiner Stirn stand kalter Schweiß. Damit Hans es nicht merkte, bückte er sich und band seine Schuhe noch einmal nach. »Alles paletti«, ächzte er. »Ich muss nur noch mal aufs Klo.«

Hans klopfte ihm auf die Schulter: »Okay, du bist erwachsen. Aber beeil dich. Gleich ist Anpiff.«

Fokko wartete, bis Hans die Kabine verlassen hatte. Es roch nach Männerschweiß und Deo, eine Mischung, die ihm jetzt unerträglich vorkam. Er atmete behutsam durch den Mund ein, um die Schmerzen in seiner Magengegend nicht noch weiter zu verschlimmern. Dann überspülte ihn eine Welle aus Übelkeit.

Er schaffte es gerade noch zur Toilette. Ihm kam es vor, als müsse er nicht nur seinen Mageninhalt, sondern sämtliche Eingeweide aus sich herauspressen. Die Schmerzen brandeten gegen sein Zwerchfell an und ließen ihn fast ohnmächtig werden. Es fühlte sich wie hundertfach verstärktes Sodbrennen an. Als er vor der Kloschüssel zusammensackte, versuchte er, an ein Glas Milch zu denken. Der Gedanke verschaffte ihm etwas Linderung. Vorsichtig atmete er ein und aus, jeden Atemzug ein bisschen tiefer.

Und beim Ausatmen immer »Milch« sagen. »Ffhh... Milch...ffhhh...Milch...ffhhh...Milch...«

Beim Aufstehen blickte er in die Kloschüssel. Zwischen den gelblichen Brocken und kleinen Schaumkronen, die im Wasser schwammen, sah er rote Flecken. Er runzelte die Stirn, sah genauer hin. Blut? Spuckte er Blut? Ein Magengeschwür! Lieber Himmel, das hatte ihm vor dem Urlaub gerade noch gefehlt. Jetzt, wo alles gut werden würde und Sabine in Vorfreude auf Mallorca glühte und den ganzen Tag von nichts anderem redete.

Mühsam richtete er sich auf. Sofort wurde ihm schwarz vor Augen, aber nach ein paar Sekunden sah er wieder klarer. Er würde jetzt rausgehen und die zweite Halbzeit überstehen. Irgendwie.

Am Waschbecken schlug er sich ein paar Hände voll kaltem Wasser ins Gesicht. Aus dem Spiegel blickte ihn ein kreideweißes Gesicht mit blutunterlaufenen Augen an. Er sah aus wie eine Leiche auf Urlaub. Bis nächsten Freitag musste er es geschafft haben, ein gesunder Mann auf Urlaub zu werden.

»Mensch Fokko, wir wollten schon ohne dich anfangen. Hier, trink noch einen Schluck Wasser und zieh dir die Strümpfe hoch. Pass auf, du spielst immer auf Robert, egal was kommt. Robert ist instruiert. Ihr dürft die Suurhusener jetzt nicht mehr heranlassen. Darauf kommt's eigentlich bloß an. Alles klar?«

Fokko nickte mechanisch. Er hatte nur »Robert« verstanden, das reichte. Benommen stolperte er auf den Platz. Er versuchte, unter den Zuschauern Antonia und Simon auszumachen, deren Stimmen er vor der Pause immer wieder gehört hatte, konnte sie aber nicht sehen.

Der Schiedsrichter pfiff die zweite Halbzeit an. Wie auf Kommando setzten die Schlachtengesänge des Publikums ein: »TUS! TUS!« »So ein Tag, so wunderschön wie heute!« Dann, leiser: »Con-cor-di-a! Con-cor-di-a!« Die Suurhusener Fans hatten noch nicht eingepackt.

Die Stimmen vermischten sich, verliefen wie die Farben auf den Tuschebildern seines Sohnes ineinander. Aus der Kakophonie wurde eine Harmonie, eine Melodie, die sich von seinem Ohr immer weiter entfernte, bis nur noch ein feines Rauschen übrigblieb.

Der Ball fiel ihm vor die Füße. Unschlüssig, was er damit sollte, blieb er stehen. Der Name »Robert« kam ihm in den Sinn. Wer war Robert? Er hob den Blick, sah aber nur noch weiße Flecke um sich. Das feine Rauschen um ihn herum verdichtete sich in seinen Ohren zu einem Dröhnen, das seinen ganzen Körper ausfüllte, ihn vibrieren ließ, sich dann in seinen Bauch zurückzog und zu einem Klumpen verdichtete.

Aber da dehnte sich der Klumpen schon wieder zu einem ungeheuren Schmerz aus, der ihm den Atem raubte. Der Klumpen drückte gegen Herz und Lunge, da war kein Platz mehr für die Funktionen des Körpers. Er schnappte nach Luft, aber es war, als käme kein Sauerstoff in seinen Lungen an. Sein Herz schlug wie wild und irgendetwas schnürte ihm die Kehle zu.

Verzweifelt sah er sich um. Da, in der Menge sah er die blassen, kleinen Gesichter seiner Kinder. Sie schienen ihn fragend anzusehen. Er versuchte die Hand zu einer beruhigenden Geste zu heben. Doch die Bewegung geriet zu einem hilflosen Schlenkern. Dann wurde ihm schwarz vor Augen, und er sackte über dem Ball zusammen, der noch immer vor seinen Füßen lag.

* * *

»Na, wie war dein erstes Match als Fan des TUS Weener?«, schallte Meikes muntere Stimme aus dem Wohnzimmer. Im Hintergrund liefen die Geräusche des Fernsehers. »Hast du einen Aufnahmeantrag gestellt?«

»Vier Tore und ein Toter«, versuchte es Stephan Möllenkamp mit Sarkasmus.

»Vielleicht können sie Lothar Matthäus als Ersatz verpflichten«, kam es zurück. »Der hat jetzt in der Nationalelf aufgehört.«

Okay, sie hatte den Ernst der Lage nicht erfasst. Er betrat das Wohnzimmer und sah im Fernsehen eine wogende Menge kaum bekleideter Menschen, die sich zum Geräusch von Maschinengewehrsalven bewegten.

»Werden die jetzt erschossen?«

»Bist du verrückt? Das ist eine Friedensdemonstration.«

Wie konnte man eine Friedensdemonstration mit derart martialischen Klängen unterlegen?

»Wieso siehst du dir diesen Mist an?«

»Weil die Hälfte der Schüler aus meinem Deutsch-Leistungskurs auf der Love Parade ist.«

»Ja und? Glaubst du, du findest da einen von im Fernsehen?«

»Glaub es oder nicht: Ich habe schon jemanden erkannt.«

Er schüttelte den Kopf und floh vor dem Lärm nach oben ins Bad. Minuten später stand er unter der dampfenden Dusche und versuchte, die klamme Kälte aus sich herauszuspülen. Er stellte sich vor, dass die Poren das heiße Wasser von außen nach innen leiteten, wo es das Blut in den Venen erwärmte, das in das Herz gepumpt wurde und weiter durch die Arterien strömte. Oder war das mit den Arterien und Venen umgekehrt? Egal, immerhin funktionierte es langsam, und er dachte wieder einmal, wie stark doch die Kraft der Autosuggestion war.

Dennoch: Wenn das hier das typische ostfriesische Sommerwetter war, würde er ein Versetzungsgesuch nach Freiburg aufsetzen. Er genoss die heiße und feuchte Luft in der Duschkabine und schäumte sich mit dem gut riechenden Bio-Lavendel-Duschbad ein, das Meike immer kaufte – auch wenn er darauf hinwies, dass der konsequente Umstieg auf ein No-Name-Produkt von Aldi ihnen die Finanzierung des Resthofes in Esklum sehr erleichtern würde...

Und dann fiel ihm ein, dass Esklum auf ewig zwischen ihm und Freiburg stehen würde.

Er seufzte, drehte den Hahn ab und griff sich ein Handtuch. Beim Abrubbeln stellte er frustriert fest, dass sich der leichte Schwimmring um seine Taille anscheinend vergrößert hatte. Von seinem Ziel, in diesem Herbst einen Halbmarathon zu laufen, sprach er öffentlich nicht mehr. Vor sich selbst hatte er sich damit herausgeredet, dass er bei seinem Bauprojekt Hand anlegen müsse und dass ihm dies vorübergehend leider kaum Zeit für sportliche Betätigung ließ. Nur hatte das Bauprojekt genau genommen noch gar nicht begonnen. Die Übergabe des Hauses war eben erst erfolgt, und die Hauptarbeit hatte bisher darin bestanden, die Darlehen zu beantragen, einen Bauleiter zu suchen und Pläne für den Umbau zu schmieden. Jetzt konnte es bald losgehen, aber was den Bauleiter anging, hatte er ein mulmiges Gefühl im Magen. Dieser bärtige Typ erschien ihm allzu gemütlich, und Möllenkamp zweifelte daran, dass er gegenüber seinen Handwerkern den richtigen Ton anschlagen würde. Dass es sich bei Herrn Groll um den Mann von Meikes Arbeitskollegin handelte, machte die Sache nur vertrackter.

Er kapiert es einfach nicht, dachte Möllenkamp, während er sich sorgfältig zwischen den Zehen abtrocknete, was er tat, seit seine Mutter ihn als Kind über das hartnäckige Auftauchen von Fußpilz aufgeklärt hatte. Bei dieser schwierigen Übung, die auf einem Bein zu vollführen war, trat sein Schwimmring noch ausgeprägter hervor.

Genau diese unerotische Schwachstelle seines Körpers berührten jetzt von hinten die warmen, schlanken Finger seiner Frau, die unbemerkt hereingekommen war.

Er zuckte zusammen. Meikes Hände wanderten tiefer in seine Leistengegend, verharrten kurz, kraulten ein wenig in seinem drahtigen, dunklen Schamhaar, um dann entschlossen, aber nicht grob dorthin zu fassen, wo sich sein bester Freund, der Verräter, ohne Rücksicht auf die entwürdigende Situation bereits freudig in Positur gestellt hatte.

»Du riechst aber gut«, brummte sie von hinten in sein Ohr, »Und es ist Samstag. Da tun es doch alle Ehepaare, oder?«

»In was für einer scheußlichen Routine wir erstarrt sind«, gab er zurück. Er wandte sich zu ihr um und knöpfte ihr die Bluse auf. Wieso rochen Frauen immer gut, fragte er sich. Sie aßen das Gleiche wie Männer und duschten auch nicht öfter.

Dann ließ er sich von Meike ins Schlafzimmer führen. Er dachte kurz daran, sie wie im Film hochzuheben und an die Badezimmertür zu pressen, um ihr das Höschen runterzureißen und sie ohne Vorspiel zu nehmen. Kurz dankte er dem Himmel für die Erfindung der ehelichen Routine und der Federkernmatratze und widmete sich dann ganz seiner Frau.

November 1999, Philippinen

Vor dem Anahawan District Hospital kauert ein alter Mann. Mit leerem Blick schaut er in die Ferne, während der Regen auf ihn niederprasselt. Er hält ein durchweichtes Papier in der Hand. Schmutziges Wasser umspült seine Füße, die Luft ist heiß, in den Straßen dampft es.

Das Hospital ist eigentlich nicht mehr als eine eingeschossige Krankenstation. Neben dem Eingang werden geparkte Motorroller gestartet und fahren so dicht an ihm vorbei, dass brackisches Wasser über seine Kleidung spritzt. Menschen eilen vorüber, halten Schirme und Taschen als Schutz gegen den Regen über ihre Köpfe und streben Vordächern und Unterständen zu. Struppige Hunde tollen im Wasser herum.

Der Mann schüttelt den Kopf, als habe ihn jemand etwas gefragt. Aber da ist niemand, der mit ihm spricht. Nun steht er auf, geht gebeugt, tastend, als habe er Schmerzen. Von Nahem sieht man, dass er noch gar nicht alt ist. 35, 40 Jahre höchstens. Sein Gesicht passt nicht zu seiner Gestalt, die sich langsam vom Krankenhaus entfernt, sich nicht umdreht, die Augen nicht hebt.

Als er bereits verschwunden ist, fliegt die Tür des Hospitals auf. Eine Frau stürmt heraus, auf dem Arm ein kleines Kind.

»Mariano!«

Die Frau blickt sich um, doch sie scheint nicht zu finden, was sie sucht. Sie tritt einen Schritt hinaus aus dem Schutz des Vordaches, sofort durchnässt sie der Regen. Das Kleine fängt an zu weinen. Die Frau beachtet es nicht. Sie steht einfach nur da und lässt das Wasser über sich und das schreiende Kind strömen.

In einer Pfütze schwimmt das Blatt Papier, das der Mann eben noch in der Hand gehalten hat. Das Kind zappelt und schreit. Da endlich löst sich die Erstarrung der Frau. Sie drückt das Kleinkind fest an sich und bückt sich nach dem Papier. Die Schrift darauf verschwimmt bereits. Ihr Blick fällt auf ein Wort, bleibt daran hängen, saugt es förmlich ein. Langsam dreht sie sich um und kehrt in die Krankenstation zurück. Auf dem weißen T-Shirt des Kindes hinterlässt die verlaufene Schrift schwarze Flecken.